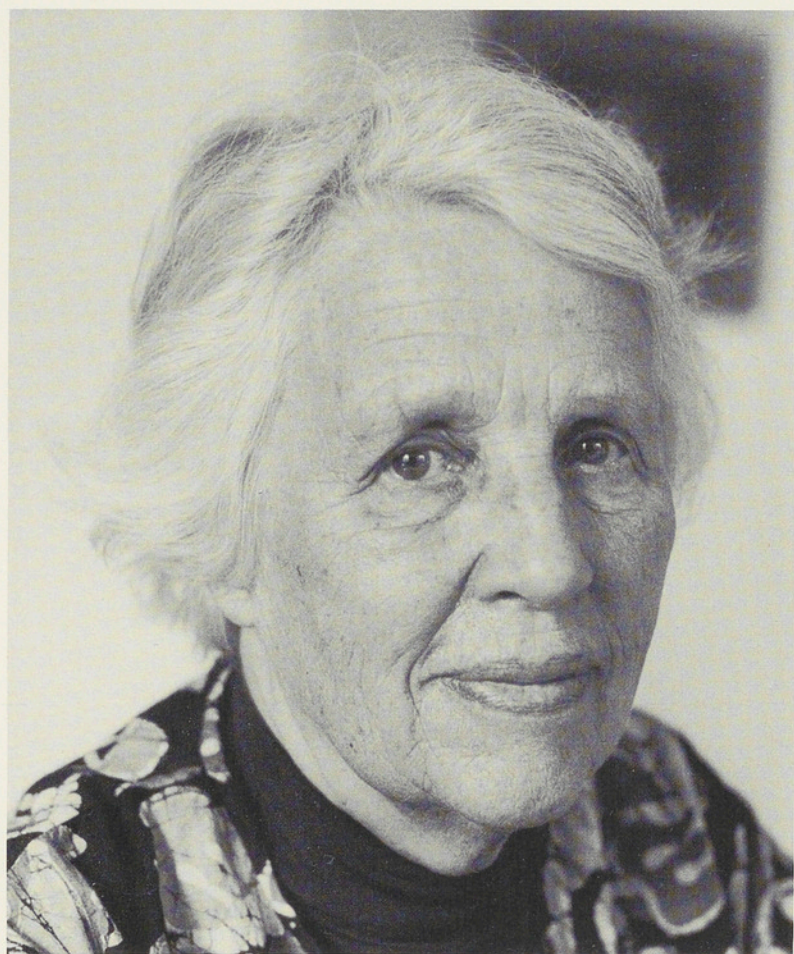


BETTINA HÜRLIMANN-KIEPENHEUER


19. Juni 1909—9. Juli 1983



Nekr H 244

✓  
BETTINA HÜRLIMANN-KIEPENHEUER

19. Juni 1909—9. Juli 1983

  
G 86-19035-4  
P. Diederichs

Privatdruck Januar 1986  
Buchdruckerei Stäfa AG



In dieser kleinen Schrift steht zuerst der Lebenslauf von Bettina Hürlimann-Kiepenheuer. Er wurde an der Trauerfeier vom 14. Juli 1983 von Pfarrer Erich Brenk in der Kirche Zollikon-Dorf vorgelesen. Verfaßt wurde er von unserem Vater Martin Hürlimann. Von ihm angeregt, habe ich einige Erinnerungen an unsere Mutter niedergeschrieben; sie betreffen ihre Eltern und ihre Kinder, vor allem aber ihre letzte Lebenszeit.

Sie sollen hier, obwohl sie sehr persönlich sind, auf ausdrücklichen Wunsch unseres Vaters, der sie in seinen letzten Lebenswochen las, abgedruckt werden. – Bettina Hürlimanns große Verdienste um das Kinderbuch können in diesem Zusammenhang nicht gewürdigt werden. Das Schweizerische Jugendbuchinstitut in Zürich zeigt ihr Schaffen in der Ausstellung «In Bettina Hürlimanns Bücherwelt» (bis 19. April 1986). Im gleichen Institut wird jetzt ihre Kinderbuchsammlung ganz in ihrem Sinn aufbewahrt und gepflegt und steht dort einem großen Kreis von Interessierten zur Forschung und als Anschauungsmaterial zur Verfügung.

Mein Bruder Christoph Hürlimann und ich, aber auch alle Schwiegerkinder und Enkel hoffen, daß Freunde und Verwandte unserer Mutter in diesen Zeilen noch einmal begegnen können und dieses Leben, für das wir dankbar sind, in liebevollem Andenken behalten.

Regine Schindler-Hürlimann





## BETTINA HÜRLIMANN-KIEPENHEUER

Bettina Hürlimann wurde am 19. Juni 1909 in Weimar geboren. Ihr Vater Gustav Kiepenheuer betrieb dort eine Verlagsbuchhandlung, in der er auch seine eigenen ersten Verlagswerke herausgab, unterstützt von seiner Gattin Irmgard, einer Tochter des durch seine Schriften bekannten Bremer Pastors Funcke. Das kleine Mädchen erlebte den Ersten Weltkrieg, für den seine Eltern keinerlei Begeisterung aufbrachten, und lernte 1918 den Kampf ums bloße tägliche Brot kennen. Nach dem Krieg zog die um zwei jüngere Brüder vermehrte Familie nach Berlin und Potsdam. Die weitere Jugend war überschattet von der Scheidung der Eltern. Während der Vater seinen Verlag ausbaute und damit bald eine führende Stellung im Literaturbetrieb einnahm, gründete die Mutter zusammen mit ihrem Associé Müller den Verlag Müller und Kiepenheuer, für den sie häufig auf Reisen war, während Bettina das Potsdamer Gymnasium besuchte und dort Freundschaften fürs Leben schloß. Bei aller Verehrung für die Mutter, die eine starke Persönlichkeit war und stets auf gute Manieren hielt, vermißte die Tochter die Geborgenheit eines wirklichen Elternhauses. Das sensible junge Mädchen sah sich allen Stürmen einer turbulenten Zeit ausgesetzt. Sie erlebte, fast ganz auf sich allein gestellt, die große Inflation, die Wirtschaftskrise, die ständige Geldnot der Eltern und die politische Hetze von rechts und links, gleichzeitig tat sich ihr aber auch die große Welt von Dichtung und Malerei auf, sie schrieb ihren bekenntnishaften Aufsatz über Rembrandt und verfaßte Gedichte. Als Wohnung diente der Mutter die

Fasanerie inmitten des wunderschönen Parks von Sanssouci, wo die Erinnerung an die Welt von Schinkel und Alexander von Humboldt sich Bettina tief einprägte.

Die Konfirmation war für sie ein Anlaß des Fragens und Suchens. Nach glücklich bestandenem Abitur blieb es ihr versagt, das ersehnte Universitätsstudium zu beginnen; stattdessen erlernte sie in Leipzig, dem großen Buchzentrum, Typographie und Druck. In ihrem Erinnerungsbuch «Sieben Häuser» schildert sie humorvoll, wie sie auf der Suche nach einer Berufstätigkeit in dem noch jungen, ihr durch seine Zeitschrift «Atlantis» besonders sympathischen Atlantis Verlag vorschlug und wie ihr dort der Schweizer Hürlimann zuredete, sich zunächst einmal in England weiter auszubilden. Ihre Tätigkeit in einer Druckerei von Bristol dauerte, bis man dahinter kam, daß sie als Ausländerin nicht über die nötige Arbeitsbewilligung verfügte. Als sie England verließ, blieb sie diesem Land durch enge Freundschaften verbunden. Die Beziehung zu Stanley Morrison, einem der Großen der modernen Typographie, wurde auch von Berlin und Zürich aus aufrecht erhalten.

Es kam der Eintritt in den Atlantis Verlag in Berlin, und wenige Tage, nachdem Hindenburg am Tag von Potsdam das Patronat über die Kanzlerschaft Hitler übernommen hatte, feierte Bettina im gleichen Potsdam ihre Hochzeit mit Martin Hürlimann, ohne ihrer bisherigen Staatsangehörigkeit eine Träne nachzuweinen. Ihre Familie hatte alte Beziehungen zur Schweiz: Dieses Land schien ihr die gegebene Heimat für einen Weltbürger. Dieser doppelten Staatsbürgerschaft ist sie denn auch in vollem Umfang treu geblieben, unbeirrt um die hämische helvetische Selbstkritik, die in späteren Jahrzehnten Mode wurde.

Die sechs Jahre vor Kriegsausbruch waren eine Zeit höchster Spannung und Herausforderung, und dies vor allem in Berlin, wo die



liberale Tradition sich am intensivsten und längsten gegen den völkischen Ungeist zur Wehr setzte. Menschlich war es eine Zeit der Erfüllung. Die ersten drei Kinder kamen zur Welt, und Bettina widmete sich mit Begeisterung ihren Mutter- und Hausfrauenpflichten. Das Haus zum Roseneck in Grunewald, wo Berufstätigkeit und private Geselligkeit ineinander übergingen, wurde ein Treffpunkt von Mitarbeitern und Freunden aller Art, Dichtern und Illustratoren, Forschungsreisenden und Buchdruckern.

Mit dem Heranwachsen der Kinder wurde für das Verlegerehepaar die Herausgabe eigener Kinderbücher fast unvermeidlich, und Bettina erhielt damit, ohne ihre Hausfrauenarbeit zu vernachlässigen, einen sie zunehmend in Anspruch nehmenden neuen Tätigkeitsbereich. Sie war aber auch sonst dem Verlag aufs engste verbunden, stellte ihre Kenntnis in der Buchherstellung zur Verfügung und entwarf hie und da selbst einen Buchumschlag; im vertraulichen Gespräch teilte sie alle Freuden und Sorgen des Gatten.

Die von lang her geplante, 1939 plötzlich akut werdende Übersiedlung der jungen Familie nach der Schweiz brachte für Bettina eine neue Herausforderung, den ihr zukommenden Platz in der Wahlheimat zu finden. Die Familie vermehrte sich um das vierte Kind, und in Zollikon entstand ein neuer Treffpunkt von Freunden aus aller Welt. Zur wahren Heimat wurde für Bettina das Ferienhaus am See in Üriikon, das man schon von Berlin aus besucht hatte. Hier empfand sie endlich wahre Geborgenheit, und nichts ging ihr über diese friedvolle Landschaft mit dem Blick auf die Ufenau, wo ein deutscher Dichter sein Asyl gefunden hatte.

In dem Maß als ihre Kinder ihrer Obhut entwachsen, arbeitete Bettina vermehrt im Verlag mit. Dabei gab es wieder kritische Jahre zu überwinden, denn die sich über Jahre hinziehende Abschließung vom deutschen Absatzmarkt stellte den Schweizer Verlag vor ernste

Probleme, Probleme, die Bettina um so ernster nahm, als sie die beängstigende Erinnerung an die in der Jugend erlebten Finanzkrisen nie los wurde. Die von ihr betreute Kinderbuchabteilung vermochte aber ihre Produktion von Jahr zu Jahr zu steigern, und auch nachdem Martin Hürlimann Ende 1966 die Leitung des Atlantis Verlags anderen Händen überlassen hatte, bildeten die von Bettina herausgegebenen Kinderbücher einen bedeutenden Aktivposten, bis sie den Eindruck erhielt, ihre Mitwirkung sei nicht mehr erwünscht.

Inzwischen war sie aber zu einer weltweit bekannten Spezialistin für das Kinderbuch und seine Geschichte geworden. Ihr Band «Europäische Kinderbücher in drei Jahrhunderten», der die einseitige Behandlung einzelner Sprachgebiete überwand, wurde alsbald ins Englische, Spanische und Japanische übersetzt. Sie arbeitete mit Jella Lepman, einer Pionierin der internationalen Zusammenarbeit, zusammen, und als sich in Zürich das Internationale Kuratorium für das Jugendbuch bildete, gehörte sie zu den Gründern; die Autorinnen von «Pippi Langstrumpf» und «Mary Poppins» wurden ihre Freundinnen. Alle zwei Jahre reiste sie nach Bratislava als Mitglied der Jury für die besten Kinderbuchillustrationen. Zweimal folgte sie Einladungen zu Vortragsreisen in Amerika. Ihre Handbibliothek wuchs sich unversehens zu einer wahren Sammlung aus. Und 1980 konnte sie in einer von der Zentralbibliothek Zürich veranstalteten Ausstellung im Predigerchor einen Teil ihrer Schätze an alten und neuen Kinderbüchern zeigen, die anschließend in der deutschen Bücherei von Frankfurt nicht geringere Beachtung fanden.

Von ihrem Fachwissen schweiften aber Bettinas Interessen immer wieder hinaus in die Wunder von Gottes weiter Welt, in ihren Garten etwa, zu einem Hund oder einer Katze. Bei ihrer Lektüre ließ sie kaum ein zeitgenössisches Werk aus, das ins Gespräch kam, und zu den bittersten Erfahrungen ihrer letzten Krankheit gehörte die rein

physische Abnahme der Möglichkeit, ein Buch zu lesen. Im Vorstand des Kulturkreises Zollikon war sie nie verlegen um einen Vorschlag, eine Anregung.

Schreiben war ihr ein Bedürfnis, das auf die Dauer auch die Oberhand gewann über ihre Lust zum Zeichnen und Malen. So entstand aus den Eindrücken der ersten Nachkriegsjahre der kleine Roman «Michaels Haus» und zahlreiche Texte zu Bilderbüchern. Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften zeugen von ihrer spontanen Art, die Dinge zu sehen und zu formulieren. Öffentliche Anerkennung suchte sie nicht, aber sie freute sich herzlich darüber, wenn sie sich einstellte, und so war es für sie eine besondere Überraschung und Genugtuung, als die Stadt, deren Bürgerin sie geworden war, ihr *zusammen* mit ihrem Gatten die Auszeichnung für kulturelle Verdienste verlieh.

Das glückliche Familienleben, das ihr allmählich die freudig wahrgenommene Rolle einer jugendlichen Großmutter zuwies, wurde getrübt durch den schwer zu verwindenden Verlust der geliebten Tochter Barbara, des Sohnes Uli und des hochbegabten ersten Enkels Thomas. Um so intensiver waren ihre Beziehungen zur verbleibenden Tochter, zum verbleibenden Sohn und den elf Enkeln. Aber ihre Anteilnahme beschränkte sich nie auf die Familienangehörigen. Ihre Autoren und Illustratoren waren fast stets auch ihre Freunde, und wer immer ihr nahe kam, besonders die Jungen und Jüngsten, konnten auf ihre liebevolle Kameradschaft zählen. Noch im Spital gab es für sie kein anonymes Personal, sondern lauter Einzelmenschen, deren Sorge um die Leiden einer kranken Frau sie mit Dankbarkeit empfand.

Vor Jahren mußte sie die Symptome einer fortschreitenden Krankheit wahrnehmen, die schließlich zu einem Sturz, zwei Operationen und einem über einjährigen Spitalaufenthalt führte. Sie erlebte ihre

Krankheit mit vollem Bewußtsein und ohne alle Illusionen. Unter der Obhut von Dr. Hans Zollikofer wurde alles für sie getan, dessen die heutige Medizin fähig ist. Ihr Leiden wurde gemildert durch das Bewußtsein der Geborgenheit in der Liebe ihrer Nächsten. Nicht nur Gatte, Kinder, Enkel und andere Verwandte umsorgten sie, auch Freunde von nah und fern fanden sich an ihrem Rollstuhl ein, hingezogen zu einem klugen, warmherzigen Menschen, dem es in seltener Weise gegeben war, Freundschaft zu wecken und zu pflegen.

M. H.

BETTINA HÜRLIMANN

*Bücher – Häuser – Kinder*

Es fällt mir schwer, über meine Mutter zu schreiben. Ich will es jetzt, ein halbes Jahr nach ihrem Tod, versuchen. Die natürlichste Form wäre mir, *an* sie zu schreiben – Briefe, die unsere vielen Gespräche in der langen Krankenhauszeit fortsetzen. Dennoch möchte ich an jene letzten 14 Monate, an jene Gespräche anknüpfen, Gespräche, die geprägt waren von Krankheit, Schwäche, Eingesperrtsein – Gespräche, die immer wieder auch etwas Befreiendes und Friedliches hatten, abgeschirmt von den Forderungen der «Welt», frei für viele Rückblicke in die Vergangenheit. Indem ich bei den folgenden Notizen an diese Zeit denke, möchte und kann ich nicht objektiv über sie schreiben, hoffe aber, daß sie selbst, durch mich, etwas zur Sprache komme. Sie hätte gern weitergelebt, weitergeredet mit den Menschen . . . Vielleicht kann ich es ein Stück weit für sie tun.

*Bücher* – die Tochter eines Verlegers

Bei den meisten Menschen würde man wohl in biographischen Notizen eher am Rand oder vielleicht am Schluß noch von Büchern reden. Für meine Mutter stehen sie schon ganz äußerlich am Beginn ihres Lebens. Sie beschreibt in den «Sieben Häusern» ihren Vater zwischen den Regalen der Buchhandlung, wohin sie ihm, ein kleines Rotkäppchen mit dem Korb am Arm, sein Essen bringt, schon damals fasziniert durch den unverwechselbaren Geruch von Drucker-schwärze und Staub. Sehr viel später lernte ich dann von ihr, ein neues

Buch erst zu beschnuppern (wörtlich) und es liebevoll in der Hand zu wiegen, bevor die einzelnen Buchstaben interessant wurden.

Im Geburtsjahr meiner Mutter wurde der Verlag Gustav Kiepenheuer ins Handelsregister eingetragen; der Buchhändler verlegte jetzt eigene Bücher. Unter den ersten sind entzückende Werke über Weimar und seine literarische Vergangenheit, zu der auch der Vorname seiner ältesten Tochter gehörte. Sie war stolz auf diesen Namen und spürte immer wieder der Bettina Brentano nach; eine ganze Reihe in ihren Bücherregalen zeugt davon. – Neben literarischen Werken (in den ersten Jahren finden wir Andersen, Balzac, Brentano, E.T.A. Hoffmann, Stendhal und Stifter), der ständig wachsenden «Liebhaberbibliothek» und den etwas späteren, bibliophil gestalteten «Graphischen Büchern» entstanden damals im Verlag Gustav Kiepenheuer auch erste Kinderbücher, teilweise übersetzt, sicherlich veranlaßt von meiner damals noch sehr jungen initiativen Großmutter. Im Jahr 1911 erschien «Peter Pan im Waldpark», «frei ins Deutsche übertragen von Irmgard Funke», mit Illustrationen von Arthur Rackham. Das Bändchen «Die Sonne im alten Kinderlied» (1912) ist mir noch heute wertvoll. Meine Mutter hat uns als kleinen Kindern daraus vorgelesen; mit kindlicher (Deutsch-)Schrift hat sich Bettina Kiepenheuer als Besitzerin eingetragen. Auf dem halbzerfetzten Schutzumschlag heißt es im Klappentext: «... und darf auch ein Bilderbuch den Schönheitssinn nicht erziehen, selbst schon beim Kinde?» – unterschrieben: Der Verlag! Daß gerade der Schönheitssinn durch Bücher im Kind geweckt wird, war ihr immer ein wichtiges Anliegen. Leider hat sie das Buch «Kunst für Kinder», zu dem sie während Jahrzehnten wunderbares Material sammelte, nicht mehr geschrieben.

Bahnbrechend und programmatisch wirkte Tollers «Masse Mensch. Ein Stück aus der sozialen Revolution des 20. Jahrhunderts» (1921).

Der Kiepenheuer-Verlag hatte eine neue Linie gefunden, in die dann auch Brecht drei Jahre später paßte. Ich höre meine Großmutter, die im Hinblick auf die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg zu sagen pflegte: «Damals waren wir jung und links.» Vielleicht kann ich hier auch einige Sätze über unsere Großmutter, «Irmchen», wie sie von allen genannt werden wollte, einfügen. Ihr Grab liegt in Dießen am Ammersee, wo sie ihre letzte Lebenszeit verbrachte, leidend unter Schmerzen und unter großer Abhängigkeit. Plötzlich wurde in dieser Zeit die Erinnerung an ihren Vater, Pastor Otto Funcke, wieder wach. An Weihnachten etwa vermißte sie ihn plötzlich und schrieb aus dem «Stift» (dem Augustinum in Dießen): «Mit der Kirche habe ich es etwa fünfmal versucht; aber es ist mir zu glatt und zu einfach gemacht. Ich wollte, mein Vater lebte noch. Er betete an Weihnachten so ergreifend, daß es mir für mein Leben geblieben ist, aber die Kirche ist mir leider ziemlich fern.»

Jahrzehnte aber hatte sie ein Leben geführt, das nichts von dieser Herkunft ahnen ließ. In ihrem Haus in Oberbayern haben wir alle sie noch als tüchtige Geschäftsfrau erlebt, unterwegs zu Autoren und Illustratoren, mit denen sie damals, als ich sie als Kind und als junge Frau begleiten durfte, z. B. eine billige, aber hervorragende «Weltliteratur»-Reihe (noch auf holzhaltigem Papier) herausgab, andererseits originelle Bildkarten zum Aufhängen (die Wahrzeichen von Städten und Ländern finden sich als kleine Zeichnungen an der betreffenden Stelle). Im kleinen Dorf Holzhausen war die «Kiepin» eine Respektsperson, die nicht nur durch ihre Bremer Aussprache auffiel. Schmunzelnd erzählen ihre Nachbarn noch jetzt von ihr, über zehn Jahre nach ihrem Tod, wo die Tatsache, daß sie als erste Frau Hosen trug, in einem offenen Wagen fuhr, geschminkt war, sich tiefer eingepreßt hat als ihre verlegerische Leistung im «Müller und Kiepenheuer-Verlag». – Für die Tochter war sie keine «einfache» Mutter.

Im Sommer 1982 besuchten wir mit unsern Kindern Weimar. Meine Mutter lag damals bereits in der Klinik. Unsere Reiseerlebnisse (sie selbst war zwei Jahre zuvor für einen kurzen Besuch in ihrer Geburtsstadt gewesen) wurden zu einem wichtigen, stets wiederholten Gesprächsthema für ihr letztes Lebensjahr. Es war ihr wichtig, daß wir in Weimar nicht nur das schlichte, aber an einer Ehrenstelle hinter der Fürstengruft gelegene Grab unseres Großvaters besuchten. Das natürlich auch. Wir besuchten ihr Geburtshaus an der Cranachstraße – heute von mehreren Familien bewohnt, ein Kinderstallchen und Gartenmöbel im kahlen Hintergarten; wir spazierten durch das Hasenwäldchen, Ort ihrer ersten Kinderspiele. Wichtig war uns (und ihr) auch das Haus, in dem Gustav Kiepenheuer zuletzt lebte und starb: ein fast idyllisches, angebautes Haus in einer Straße mit viel Grün, Lehdorfweg, eine Adresse, von der ich weiß, daß ich sie mühsam auf Kinderbriefe an ihn setzte, nachdem mein Großvater uns während des Kriegs in Zollikon besucht hatte. Damals durfte ich ihm die Schuhe binden, eine Fertigkeit, die ich wohl eben erst gelernt hatte und die mir heute als ein fast symbolischer Akt erscheint. Ich hatte dies seiner Kriegsverletzung am Arm, den er in einer Schlinge trug, zu verdanken. Dies war wohl auch der Grund, weshalb er zur Erholung hatte ins Ausland reisen dürfen. Daß das eine seiner ganz blauen Augen aus Glas war, erzählte er uns selbst, schmunzelnd, als ob es sich dabei um ein lustiges Märchen handle.

Und dann suchte ich fast 40 Jahre später nach lebendigen Spuren von ihm; nicht nur nach Büchern. Wie hatte dieser Büchermann in seiner letzten Lebenszeit gelebt; wie war er gestorben? Die Kisten seien schon gepackt gewesen, alles bereit, um «in den Westen zu gehen»; dies war wohl 1946. Offensichtlich hatte er Kraft und Mut zu diesem Wechsel im letzten Moment nicht mehr. – Aber morgens um sieben Uhr stand er stets am Gartentor, um seine Verlagsmitarbeiter



zu empfangen, bei allem Gemüt auf Pünktlichkeit bedacht. Wenn einer aber zu früh auftauchte, schickte er ihn nochmals weg: «Geht nochmals ums Viertel, das ist gesund.»

Meine Fragen nach seiner eigentlichen verlegerischen Arbeit in der kurzen Nachkriegszeit, auch die Frage nach seinen Kontakten mit den Autoren konnte «die Taube» nicht beantworten. Er hatte sie «Taube» genannt, jene Frau Teubner, zu der mich die reizende Sekretärin des heutigen staatlichen Verlags, der 20 Lektoren hat, führte – Frau Teubner, die etwas außerhalb der Stadt in der ODF (Opfer des Faschismus)-Siedlung wohnt. Diese «Taube» war der einzige Mensch in Weimar, der meinen Großvater noch gekannt hatte. Sie hatte die wenigen Fotos aus jener Zeit bereitgelegt und schenkte sie mir. Zuehfrau war sie gewesen im Verlag, an den Menschen dort, nicht an den Büchern interessiert. Dem zurückhaltenden, freundlichen Herrn Kiepenheuer, den man am Schluß auf seinen Wunsch zweimal täglich die Treppe hinuntertragen mußte, bis er auch dies nicht mehr schaffte, fühlte sie sich noch nach so langer Zeit, als alte Frau, zu Dank verpflichtet. Während «die Taube» neben ihm stopfte, ist er im «Biedermeierzimmer» in einem nicht einmal besonders bequemen Sessel für immer eingeschlafen, neben sich der überladene Schreibtisch, auf dem sich, wie vielleicht bei jedem Verleger, die Geheimnisse, die Manuskripte, türmten.

Sicher ist, daß er in der frühen Verlagszeit, aber auch in der Vorkriegszeit, als der Verlag seinen Sitz in Potsdam hatte, ein Mittelpunkt war, ein Mensch, der zuhören und lesen konnte und dabei einen Riecher und viel Enthusiasmus, immer wieder aber zu wenig Geschäftssinn hatte. Sicherlich hat er auf die Menschen um ihn anziehend und anregend gewirkt, ohne geschäftig zu sein. Das Büchermachen war für ihn eine Angelegenheit mit Menschen, die durch die Bücher auch zu Freunden wurden.

Es fällt leicht, gerade von diesen Bemerkungen aus, die Brücke zu schlagen zu meiner Mutter – «Bücherfrau», wie sie sich auf dem Titel ihres Erinnerungsbuches selbst nennt. Auch sie hatte Menschen um sich wie ihr Vater «die Taube». Über solche hilfreichen Geister wird in der Regel nicht geschrieben, ihre Namen geraten in Vergessenheit; aber ohne sie wäre gerade ein Bücher-Leben nicht möglich. Ich denke hier an Johanna und Maria, die beiden Treuen bis zuletzt.

«Bücherfrau»? Sie war nicht Geschäftsfrau, auch nicht eine Intellektuelle, sondern begabt mit einem «Gespür» für Bücher. Ja, bis zu ihrem letzten Lebenstag wollte sie die Bücher spüren, streicheln. So strich ihre kleine, schwache Hand über das Bild zum Märchen von den Sterntalern, und sie sagte: «Fritz Kredel, eine schöne Ausgabe.» Nicht nur der Inhalt – das Buch in seiner äußeren Gestalt war wichtig. Daß im Krankenzimmer der Platz für Bücher immer fehlte, für Bücher, die sich bei ihr von Natur aus überall sammelten, war ein Problem.

Ihr Sinn für gekonnte Sprache blieb ihr bis zuletzt erhalten. Ich las ihr «Kassandra» von Christa Wolf vor; ich vermute, sie war zu schwach, um in einem exakten Sinn alles genau zu verstehen. Nach kürzester Zeit war sie ermüdet. Und dennoch wollte sie es hören und war begeistert von «dieser schönen Macht unserer Sprache». Ähnlich reagierte sie auf Gedichte von Hilde Domin. Sie ärgerte sich, daß sie nicht mehr auf dem laufenden war (eigentlich war sie es ja!) über die neue Literatur.

«Kann man im Paradies lesen?» fragte sie und dann: «Hier ist es so dunkel; wir brauchen mehr Licht.» Mir wurde bange. Es war heller, blendend heller Nachmittag, ihr letzter Nachmittag. Ich habe diese Worte aufgeschrieben, und erst beim Schreiben fielen mir Goethes letzte Worte ein. War es Zufall? Oder war der Weimarer so zutiefst in ihr drin? Jedenfalls antwortete ich damals, am 8. Juli, mit «ja», ich

sei sicher, «dort» könne man lesen. Und dann wollte sie es nochmals hören: das Märchen von den Sterntalern, und dabei selbst über das Buch streichen. «Wie ich», sagte sie und zeigte auf das kleine Mädchen, das alles verschenkt hatte und entblößt dastand. Sie zupfte an ihrem Spitalhemd. Und sie fühlte sich selbst in dem Buch drin. Daß da etwas Unerwartetes, unendlicher Reichtum aus dem Himmel kommt in die größte irdische Armut und Verlassenheit hinein, das war für sie gerade mit Hilfe eines Buches erlebbar.

Wenige Tage vorher hatte sie sich von Kreidolfs «Sommervögeln» kaum trennen können. «Begräbnis» und «Auferstehung» heißen die Überschriften zu den zarten Bildern. Große Gespräche darüber waren nicht nötig.

Für mich sind diese Erlebnisse mit Büchern in den letzten Tagen meiner Mutter von unendlichem Wert, auch ein großer Trost. Sie hat ihr Leben mit Büchern begonnen, ihr Leben lang Bücher gehegt und gestaltet, gelesen, und am Schluß selbst tiefen Trost aus Büchern, auch Kinderbüchern, empfangen.

*Häuser* – auch ein achttes und neuntes Haus

Nach dem Krieg schrieb meine Mutter einen kleinen Roman, «Erzählung» nennt sie ihn: «Michaels Haus». Es geht um ein Haus in einer vom Krieg weitgehend zerstörten Stadt, ein Haus, in dem die Fäden verschiedenster Schicksale aus mehreren Ländern zusammenlaufen. Das Buch fängt so an: «Das Haus atmete. Es atmete wie ein schwer Kranker, den man schon aufgegeben hat.» – Häuser, das waren für Bettina Hürlimann etwas wie Lebewesen, aber auch warme Hüllen, die einerseits sofort geprägt werden durch ihre Bewohner, andererseits ihren Bewohnern den nötigen Rückhalt, Möglichkeit zu Entfaltung und Ruhe geben. «Sieben Häuser» nennt sie ihre Erinnerungen.

Jedes der sieben Häuser war Ausgangspunkt besonderer Aktivitäten. Jede ihrer Wohnungen trug nach kurzer Zeit ihren Stempel: Kinderzeichnungen an den Wänden, Briefe von Autoren, eigene Aquarelle, Fotos ferner Freunde, die damit hineingebeten wurden, Spielsachen für die Enkel... Jedes dieser Häuser war Anziehungspunkt für Freunde und sporadische Gäste, Zentrum eines Lebenskreises. Auch wenn die Belastung, die Sorge um das große Haus, gar zwei Häuser und Gärten, ihr oft Kummer bereitete, liebte und brauchte sie es.

Es gibt Menschen, die sich überall an die Schreibmaschine setzen, schreiben und weiterdenken können. Meine Mutter brauchte ein Nest oder Nester, an die sie sich bei aller Aufgeschlossenheit und Reiseleidenschaft (sie zählt ja in ihren Erinnerungen auch «fremde Häuser» zu den sieben Häusern) klammerte, vielleicht aus einer unbewußten Angst heraus, sie zu verlieren. Denn die ersten drei Häuser ihres Lebens: Weimar, Potsdam, Berlin sind zerstört oder unerreichbar geworden. Der Versuch, gerade die Schweiz intensivst als endgültige Heimat zu erleben, hängt eng mit den Häusern, in denen sie wohnte, zusammen.

Es sei erlaubt, den «Sieben Häusern» ihres Buches noch ein achttes und neuntes beizufügen. Während ich dies schreibe, sitze ich im achten Haus, der Chesa Barbara in Samedan. Die eigenartige Föhre mit dem einseitig gekrümmten Stamm steht noch da, obwohl unmittelbar daneben ein neues Haus gebaut wurde. Vor mir liegt ihr Tagebuch, «Hausbuch» möchte ich es nennen, denn sie hielt alle ihre Aufenthalte in diesem Haus mit Zeichnungen und kleinen Texten darin fest, und das Buch blieb in der Chesa Barbara. Ganz vorne finde ich den erwähnten Baum dargestellt mit den Worten: «Mein Baum von meinem Zimmer aus.» Das Haus, das sie vorerst als «nicht in meinem Stil» empfand, die Berge, vor allem die Pflanzen rundum

waren plötzlich ihr eigenes geworden, auch ein Ort der Sehnsucht, ein Haus, das sie, behindert in ihren Bewegungen, immer weniger benutzen konnte, das ihr aber in ihrem letzten Lebensjahrzehnt neue, intensive Begegnungen mit der Natur brachte. Die Gebirgswelt – sie hatte schon als Kind mit ihrer Mutter Ferien in der Schweiz verbracht – war durch das eigene Haus greifbarer, menschlicher geworden; sie gehörte jetzt ganz mit hinein. Davon zeugt ein Text, den ich als loses Blatt im «Hausbuch» finde. Er trägt oben rechts die Bezeichnung «Eine Schreibübung» und ist 1977 datiert. Ihre «Krakelschrift» ärgerte sie. Sie beklagte es in ihren Briefen immer wieder und kämpfte dagegen. Die Bewegungen, auch der nicht sehr kräftigen Hände, funktionierten schon damals nicht mehr so exakt und geläufig, wie sie es gewohnt war. Erst etwas später sagte sie dann, wenn sie Mühe hatte mit Schreiben: «Dieser unmögliche Herr, dessen Namen ich immer vergesse, du weißt schon, ärgert mich wieder.» Sie meinte den Herrn Parkinson. Hier nun ihre Schreibübung:

#### 2000 METER ÜBER MEER

Samaden 1977

Auf einem Steine sitzend, der warm und rauh  
in einer Wiese steht und niemand stört.

Wenn ich mich nicht irre, steht der Stein ziemlich genau  
auf einer Höhe von zweitausend Meter überm Meer.

Vielleicht ein paar Meter höher, vielleicht auch weniger.  
Zweitausend Meter über dem Meer, wo die vielen Fische  
farbig und schnell durchs Wasser flitzen.

Die bunt bemalten Fische, die niemand sieht trotz all  
ihrer Schönheit. Außer einer gerät dem Fischer ins Netz  
und die Farbe verschwindet langsam, wenn auch nicht ganz.

Es ist eigenartig zu denken, daß ich hier dem Himmel  
zweitausend Meter näher bin als die bunten Fische,  
die da unten schwimmen.

Während ich dies alles denke oder träume,  
sitze ich ganz still, daß meine Hände so ruhig wie der  
Stein sind und zwei Schmetterlinge sich darauf setzen.  
Der eine ist dunkel wie die Nacht, aber bei näherem  
Beschauen treten Muster hervor, als wenn man die Augen  
zugekniffen hätte mit Blick ins Helle.

Der andere ist hell wie der Tag –

Blau-Grau-Weiß, ein bißchen Rosa dabei, groß gemustert  
auf der oberen Seite und mit einem taghellen Sternenhimmel  
auf der unteren. Sein kleiner Körper ist noch rau und pelzig,  
als wäre er eben der Puppe entwichen mitten in  
den Sonnenschein hinein, zweitausend Meter über Meer.

So viel Schönheit hat der Schöpfer aller Dinge auf dich  
verwendet, du kleiner Schmetterling, und nur ich bin da,  
es zu sehen. Ist das nicht grenzenlose Verschwendung?

B. H.

Eine zarte kleine Zeichnung aus der gleichen Zeit, sie stellt einen  
Strauß getrockneter Bergblumen dar, betitelt sie: «Schön gestorbene  
Blumen» – Schönheit als Trost, Schönheit der Natur, die bleibt, über  
das Ende des einzelnen Lebens hinaus. Solche Gedanken waren im  
achten Haus möglich, einem eher stillen Haus, das weniger als die  
früheren zum Mittelpunkt von so vielen Menschen und Büchern  
wurde. Es gab hier nur einen «Lärm», der sie störte – nicht vor allem  
die Flugzeuge, nein: «Papas Schreibmaschine»; sie litt darunter, daß  
sie selbst nicht mehr so aktiv sein konnte.

Und das neunte Haus! Plötzlich wurde sie dort nach einem Sturz «eingeliefert». – Das Wort schon deutet es an: wie ein Gegenstand, unvermittelt, erschreckend, nicht ahnend, daß dieses letzte Haus, das Neumünster-Spital, sie 14 Monate beherbergen würde und sie niemals mehr in ihrem eigenen Haus wohnen würde. Wohl holten wir sie mehrfach, als es ihr besser ging, mit dem Behinderten-Taxi nach Hause in ihr «fünftes», eigentliches Haus, nach Zollikon. Es war ihr durch die Krankheit, durch die Schwäche fast fremd geworden. Die vielen Zimmer, die vielen Bücher: Es machte ihr Angst. Auch bei einem letzten Besuch in Ürikon war sie merkwürdig still, nicht darauf bedacht, ins geliebte Häuschen getragen zu werden. Sie drängte beinahe zurück, in die Obhut der Schwestern. «Heim», sagte sie und meinte damit die Klinik. Dies deutet auf ihre Schwäche damals hin, aber auch auf die außerordentlich liebevolle Pflege, die für sie das Krankenhaus zu einem «zu Hause» machte. Dazu gehörte auch die große Wiese vor dem Fenster, die herrlichen Bäume, die Gänse und immer wieder auch die dreifarbige Katze, die gelegentlich sogar in ihr zu ebener Erde gelegenes Zimmer eindrang und ihr Freude machte. Aber auch zahlreiche treue Besucher aus aller Welt und allen Lebenskreisen fanden sich ein. So hatte auch die Klinik ihr Eigenleben, wie es zu jedem «zu Hause» gehört – ein Leben, das sie auch, zeitweise wenigstens, als Geschenk empfand.

Am zweiten Tag ihrer Spitalzeit habe ich ein Gedicht oder Gebet für sie geschrieben. Sie fand darin ihre Gefühle richtig ausgedrückt, hat es zusammengefaltet stets in ihrem Nachttisch aufbewahrt und bis zum Schluß wiedergelesen. Ich möchte es hier wiedergeben; denn ich glaube, es drückt nicht nur ihre Verlassenheit und Angst aus, sondern auch (und dies wird mir erst nachträglich klar) die Möglichkeit, in der Klinik ganz langsam Abschied zu nehmen, die Buntheit aller andern acht Häuser zwar sehnsüchtig zu bedenken, aber nicht mehr als

eigenes Ziel zu begehren. Es war ein allmähliches, schmerzvolles Abschiednehmen von allen irdischen Häusern, auch vom Haus des eigenen Körpers, der ihr immer mehr ein Rätsel und eine Last wurde, als auch Operationen, Medikamente, Therapien der besten Ärzte und Schwestern nichts halfen. Was sie als neuen, uns allen verborgenen Weg vor sich sah, nannte sie einmal in den letzten Tagen Paradies und lächelte. Sie stellte es sich als Garten vor, «wie Ürikon». Ein Haus war nicht mehr nötig.

#### ZERBROCHEN

Ich bin zerbrochen.  
Mein Körper ist schwach.  
Alles ist schwer.  
Ich habe Schmerzen,  
ich kann nicht mehr.

Zerbrochen bin ich.  
Aber es gibt Dinge, die zerbrechen nicht:  
Der Tag, die Nacht,  
die Sonne, das Licht.

Ich bin zerbrochen.  
Mir ist nicht gut.  
Mir ist kalt und heiß.  
Das Bett ist aus Metall –  
alles sauber und weiß.



Zerbrochen bin ich.  
Aber es gibt Dinge, die zerbrechen nicht.  
Eine Hand zum Fassen,  
Augen, ein Gesicht!

Ich bin zerbrochen.  
Sie kommen und gehen,  
die Menschen, die Weißen!  
Lächeln ist ihr Beruf – und Helfen.  
Doch ich – ich kann nicht einmal stehen!

Zerbrochen bin ich.  
Aber es gibt Dinge, die zerbrechen nicht:  
Musik, Töne, ein Singen –  
mit euch kann ich mein Tanzbein schwingen!

Und einer hinter dem allem,  
der hindert das Zerbrechen.  
Alles umfaßt er.  
Er läßt mich nicht fallen.  
Einer . . .  
Du, einer, nimm mich zerbrochenen  
Menschen in deinen Arm,  
jeden Tag!

R. S.

## *Kinder* – oder die Umkehrung aller Dinge

Meine Mutter hatte zwar eine geordnete, aber wohl nicht, was man eine «idyllische» Kindheit nennen konnte, obschon alles rundum schön, gepflegt und äußerst kultiviert war. Die Berufstätigkeit beider Eltern, die erfolgreiche, gescheite und elegante Mutter, dann die Scheidung der Eltern, der Erste Weltkrieg, ständige Geldnot – sie hat diese Dinge nie ganz verarbeitet. Sie hat auch, im Gegensatz zu den meisten älteren Menschen, kaum je von ihrer Mutter gesprochen. Der Gedanke an die beiden geliebten jüngeren Brüder – der eine tot, der andere gelähmt – stimmte sie traurig.

Sie war wohl kein «einfaches» Kind gewesen, eine «Heulsuse», sagte sie selbst, sensibel, auf Anerkennung angewiesen, begabt, aber ohne Seelenpanzer oder «dicke Haut». Sie hat es nicht leicht gehabt mit sich selbst.

Und dieses Kind, das meine Mutter war, in Weimar, in Potsdam, wurde ein junges Mädchen: Es wurde erwachsen, und schon bald war sein Schicksal nicht mehr zu trennen von jenem unseres Vaters, Martin Hürlimann. Eigentlich müßte über ihn immer auch miterzählt werden, wenn man von meiner Mutter spricht, nicht nur, weil sie seine Heimat, seinen Beruf teilte und die Mutter seiner Kinder war. Die Häuser, in denen sie lebte, waren seine Häuser – aber sie gab ihnen das gemeinsame Gepräge; sein Verlag wurde auch ihr eigenster Verlag. Er gab ihr Sicherheit und Ruhe, immer wieder neu; sie machte ihm durch ihre offene Art, durch ihre Gastfreundschaft auch Mitarbeiter und Autoren zu Freunden. Es war ein so intensives, ein so selbstverständliches, aber doch außergewöhnliches Geben und Nehmen zwischen den beiden, daß es hier nicht zerredet werden soll, aber auch nicht beschrieben werden kann. Ich hätte Angst, dabei etwas zu zerstören. Wichtig aber ist mir, zu sagen, daß dieses «Kind», auch

das erwachsene Kind, immer wieder ihren Mann auch als väterlichen Beschützer brauchte und wollte und bei ihm ein Stück jener Geborgenheit nachholte, die sie in der Kindheit vermißt hatte – ein äußerer und innerer Rückhalt, ohne den wohl ihre große Aktivität nicht möglich gewesen wäre.

Meine Mutter hat das Kind in sich, das Kind, das sie selbst war, nie vergessen. Sie wollte es darum besonders gut und «richtig» machen mit den eigenen Kindern; sie war Kindern überhaupt immer und sofort zugetan und – sie ist selbst ein Stück weit ein Kind geblieben, in der Art, wie sie stets neu und neugierig an die Sachen ging, in der Art, wie sie Kindern begegnete, auch in der Art, wie sie Kinderbücher las und betrachtete. Da war etwas Unmittelbares, ein Instinkt, der zwar theoretisch untermauert wurde, aber stets stärker blieb als alle Vernunft. Sogenannt schwierige Kinder schloß sie erst recht in ihr Herz und dachte sich etwas Gutes für sie aus. Drei Tage vor ihrem Tod hatte sie Tränen in den Augen. Sie war in Sorge um die ungewisse Zukunft der jüngsten Enkelin, die sich vor einer Reise verabschiedet hatte. Sie spürte, daß sie sie zum letzten Mal gesehen hatte und hätte in liebevoller Sorge gerne gewußt, «was aus dem Kind wird». Sie war besorgt, daß der jüngste Enkel sie «mit all den Schläuchen» gesehen hatte: «Es war zu viel für den Kleenen.» Sie hatte sich, in aller Schwäche, noch ganz auf das Kind eingestellt.

Kinder? Es wäre nun doch über die eigentlichen «Kinder» meiner Mutter etwas zu sagen. Inbegriff des Kindes überhaupt war für mich, während Jahren sicherlich auch für meine Mutter, Uli, unser jüngster Bruder. Seine Ankunft war *das* große Ereignis meiner Kindheit. (Ich war damals sieben Jahre alt.) Uli, das gelockte Brüderchen mit den strahlend blauen Augen, in dem ich selbst meine Liebe zu Kindern entdeckte. Ich schleppte es herum, und wir beobachteten heimlich seine entzückenden Solotänze zu alten, scheppernden Grammophon-

platten. Heimlich mußte dies geschehen, denn schon früh entzog er sich den Größeren und Großen. Schon als Schulbub wurde Uli bei allem Charme zu einem «Problemkind» für meine Eltern, für uns alle. Es war für meine Mutter eine stete, bange, belastende Frage, nur selten ausgesprochen, ob sie mit diesem so freudig, mitten im Kriege begrüßten Kind etwas «falsch gemacht» habe. Er steckte sich später hohe künstlerische Ziele, begeistert vom Theater und konnte seine Mißerfolge nicht verkraften. Sein Leben, sicherlich geprägt durch eine unglückliche Veranlagung, nicht durch mißglückte Erziehung, wurde zur Flucht in eine Scheinwelt, auch Flucht zum Alkohol. Es endete in schwerer Krankheit und in seinem frühen Tod im Jahre 1979.

Krankheit und Tod von Uli dürfen nicht verschwiegen werden. Die Frage nach Versagen und Schuld ist in uns allen immer wieder da, wenn wir an ihn denken. Sicher war Ulis Tod für meine Mutter ein Stück weit auch Erlösung, das Gefühl, ihn gut aufgehoben zu wissen. Aber es war gleichzeitig der Zeitpunkt, an dem ihre Lebensenergien sehr nachließen und die Krankheit, die sich schon längere Zeit angebahnt hatte, immer mehr zu einer Behinderung wurde. Ein Kind so zu verlieren, im allmählichen Fremdwerden, auch in einer gewissen Empörung über ihn und doch mit dem Gefühl zärtlichster Mutterliebe: Es war für meine beiden Eltern ein langer Prozeß schmerzlichen und weitgehend unausgesprochenen Abschieds.

Vielleicht war es für meine Mutter, gerade in der Sorge um Uli, gut, daß sie sehr früh Großmutter wurde – daß die *kleine* Bettina, an Großmamas Hand, gelegentlich sogar für ihre Tochter gehalten wurde; für eine Frauenzeitschrift ließ sie sich mit der Enkelin, ihrer «kleinsten Kinderbuch-Lektorin», neben der chinesischen Steinlaterne im Garten fotografieren. Immer wieder einmal in ihrem letzten Lebensjahr sagte sie, sie möchte leben, bis sie Urgroßmutter

werde, nochmals so ein winziges Baby im Arm haben . . . So war ihr, an ihrem letzten Sonntag, der Besuch des kleinen Großneffen Fabian eine sehr große Freude. Und neben ihrem Bett prangte in Farben, allen Besuchern freudig gezeigt, das Verlobungsbild des Enkels Andrés in Venezuela, Andrés, dem sie ihr Buch «Sieben Häuser» gewidmet hat, dem Sohn der ältesten Tochter Barbara.

Auch Barbara lebt nicht mehr. Auch sie ist schon früh in einem ganz äußerlichen Sinn in die Ferne gerückt – erst fürs Studium; dann lebte sie mit ihrer Familie in Venezuela. Dennoch riß ihr plötzlicher Tod und dann gar der Tod ihres ältesten Sohnes Thomas Wunden, die vielleicht zudeckt wurden, aber nicht verheilten.

Für mich war Barbara die Gespielin meiner Kinderzeit, die Begleiterin oder auch Anführerin für unendliche Reisen ins Reich der Phantasie: Wir erzählten uns, wir erfanden Geschichten, wir setzten sie in kindliche Theaterstücke um. Es war ein spinniges Reich, das nur uns beiden gehörte, wobei wir sicherlich von allem, was wir rundum hörten, sehr angeregt wurden. Barbara war die Begabte, auch die Größere, nach außen eher verschlossen, aber in der Lage, schon früh mit Bleistift und Pinsel Geschichte und Geschichten darzustellen. Frühreif, viel lesend, hatte sie schon als Kind eine hervorragende Kenntnis großer Stücke der Weltliteratur, ein geradezu ideales Verlegerskind. Mir aber, der auf Schabernack bedachten, vor allem aber an Menschen interessierten und «schandbar neugierigen», um wenig jüngeren Schwester entschwebte sie dadurch oft in höhere Sphären, obwohl die alte kindliche Urvertrautheit zwischen uns immer wieder aufleuchtete.

Es kam die Zeit, in der ich mich immer besser mit meinem Bruder Christoph, der nach mir geboren wurde, verstand. Zuerst erfüllten mich, und dies ist wohl normal, immer wieder Gefühle der Eifersucht. «Prinz» nannten ihn Barbara und ich in unseren geheimen

Gesprächen – Stammhalter und vorläufig Jüngster, der in unseren Augen alles durfte und den wir wohl auch deswegen plagten. Aber dann wurden Christoph und ich eine Art Gespann. Wir waren die beiden Mittleren, auf verschiedene Art Hartnäckigen und vorerst etwas Zurückgebliebenen. Daß meine Mutter im Spital – sie wurde dazu in ein besonderes Zimmer geschoben – die Einweihung des «Haus der Stille» in der renovierten Klosterkirche von Kappel a. A. am Fernsehen verfolgen konnte, erfüllte sie mit Freude und Stolz. Sie war begeistert von Christophs Predigt.

Für meine Mutter war ich nach dem prächtigen ersten Kind vorerst eine ausgesprochene Belastung, immer von Ekzem geplagt, im Bettchen angebunden, schreiend – eine Tortur für die junge Mutter, die man zur Erholung schickte und die glaubte, dieses Kind werde wohl nie groß, wie sie mir oft erzählte. Vielleicht war meine schlechte Gesundheit, die intensive Pflege, die ich brauchte, der Grund dafür, daß ich später eine kleine «Klette» war, meiner Mutter auf Schritt und Tritt folgte und schon zum voraus erbärmlich schrie, wenn ich spürte, daß sie ausgehen wollte. Besonders schön und besonders friedlich sind die Erinnerungen an unser gemeinsames Arbeiten im Garten, den ich mehr als meine Geschwister liebte. Die Blumen- und Gemüsebeete – es war ja «Anbauschlacht» – waren das Geheimrevier von meiner Mutter und mir; wir teilten uns kleinste Fortschritte der Pflanzen beim Frühstück mit, und ich sehe noch jetzt ihren Daumen, der die kleinen Samen in die stark riechende Erdrille drückt.

Sicher erlebte meine Mutter mit mir als kleinem Kind ihre erste intensive Begegnung mit der Medizin, auch mit der Hilflosigkeit der Medizin. In den letzten Tagen ihres Lebens sprach sie häufig von jener Zeit. Nachts erzählte sie mit sehr schwacher Stimme davon; sie wollte es der jungen Ärztin und der Nachtschwester sagen, von dem kranken Kind, um das sie bangte, damals. «Jetzt hat sich alles umgekehrt»,

sagte sie mehrmals. Ich glaube, es sollte eine Erklärung sein, auch eine Art Entschuldigung dafür, daß ich da war am Bett, mitten in der Nacht. Sie hielt mich fest oder besser: Sie wollte von mir gehalten werden wie ein Kind. In mir geschah in dieser Nacht etwas Unerhörtes: Ein Gefühl von einer ungeahnten Intensität, die mich beinahe zerriß, ein Gefühl von Liebe, von Umkehr, von Neubeginn und von schmerzhafter und doch glücklicher Geburt, bei der nicht mehr klar war, wer geboren wurde: ich selbst, neu, oder meine Mutter, arm-selig, wie ein kleines Kind, aber mit weitaufgerissenen Augen, auf unheimliche Art hellwach. Ich glaube, daß sie aus dieser, auch von ihr erlebten Intensität heraus ganz direkt fragen konnte.

«Nennt man das einen langsamen Tod?» fragte sie die junge Ärztin, die hereinschaute. Sie sprach leise. Ob die Ärztin sie nicht verstanden hatte? «Gut durchatmen, Frau Hürlimann, der Sauerstoff tut gut», sagte die Ärztin. Draußen dann, im Flur, sagte sie: «Ja, ich habe es schon verstanden . . . vielleicht hat sie recht.»

Ich war wieder bei ihr. Sie war überwacht, ganz klar und doch verändert, erregt. Gespräche über alles, was sie bewegte – andeutend, leise, schwer zu verstehen, fragend nach Menschen, die sie erwähnte, von denen ich ihr erzählen sollte. Es war mir, als seien sie alle da. Und dann plötzlich: «Barbara, wird sie dort sein, wird sie auf mich warten?» Ich konnte nur «ja» sagen und werde ihr Lächeln, ihr Strahlen nicht vergessen: «Dann ist es ja gar nicht so schlimm wegzugehen – vielleicht ist sie dort wieder ein Kind; sie wird auf meinem Schoß sitzen . . .»

Sie lebte noch einen Tag, noch eine Nacht; sie wollte die «Stern-taler» nochmals hören. «Ich kann gut hören», sagte sie. Sie fühlte sich eins mit dem kleinen Mädchen der Geschichte und war doch plötzlich besorgt um meinen Vater.

Es wäre nicht möglich, hier alles Schöne, auch alles Traurige der letzten Tage aufzuzeichnen, in denen sie und wir alle auch durch das Dabeisein ihrer lieben Jugendfreundin Inge Diederichs getragen wurden.

An ihrem letzten Lebenstag wachte sie nicht mehr richtig auf. Mein Bruder Christoph war bei ihr, als sie starb. Sicher spürte sie seine Nähe.

Ich möchte schließen mit einem Lied, einem Kinderlied – es war das liebste von ihr und mir, ein Lied, das mich jedes Mal froh und traurig zugleich machte, wenn sie es sang.

Kommt ein Vogel geflogen,  
setzt sich nieder auf mein Fuß,  
hat ein Zettel im Schnabel,  
von der Mama ein Gruß.

Lieber Vogel, flieg weiter,  
nimm ein Gruß mit und ein Kuß;  
denn ich kann dich nicht begleiten,  
weil ich hier bleiben muß.

R. S.